

Redaktion
Schulstraße 12, Ecke der Promenade.

Abonnementspreis pro Quartal 1 Mk.;
bei der Post und den auswärtigen Commanditen
1 Mk. 5 Pf.



Expedition
Schulstraße 12, Ecke der Promenade.

Insertions-Preis.
Für die vier Mal gespaltene Petit-Zeile 15 Pf. |
Reklamen 30 Pf. pro Zeile.

Die Post aus dem Riesengebirge.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Tage nach den Feiertagen.

N 5.

Hirschberg, Sonntag, den 6. Januar 1889.

10. Jahrg.

Die Affaire Morier.

Wir haben diese Affaire vor einiger Zeit nur kurz angedeutet; wir wollten abwarten, bis sie sich soweit klärte, daß man das Authentische von den Combinationen unterscheiden kann. Diese Zeit ist nun gekommen. Die „Köln. Btg.“ erhob gegen den englischen Botschafter am russischen Hofe, Morier, die Anschuldigung, daß er im Kriegsjahre 1870/71 im Gefolge des damaligen Kronprinzen das Vertrauen des Letzteren mißbraucht und an Bazaine Nachrichten gesandt habe, die man geradezu als Hochverrath bezeichnen kann. Das rheinische Blatt machte sich anheißig, einwandfreie Zeugen und unwiderlegliche Beweise für ihre Anschuldigungen beizubringen, wenn dies nothwendig erscheine. Die Nothwendigkeit wurde herbeigeführt, weniger durch das Verhalten der englischen Presse, die die Sache doch nahe anging, als durch das Gebahren der undeutsch-freisinnigen Blätter, die es sich nicht verwehren konnten, dem Engländer Morier, wie seinerzeit dem Engländer Macdonald, die Märtyrerkrone als verfolgte Unschuld zu flechten. Es muß im Auslande einen eigenthümlichen Eindruck machen, wenn ein Theil der deutschen Presse sofort bereit ist, denjenigen zum Helben und Märtyrer zu machen, dem ein national-gefeintes Blatt deutschfeindliche Handlungen zum Vorwurf macht.

Die „Köln. Btg.“ sieht sich nun in der Lage, ihre Beweise vorzulegen. Sie veröffentlicht zu diesem Behufe mehrere Schriftstücke. Der Verfasser derselben ist der Major und Flügel-Adjutant des Kaisers, v. Deines, der während seines Commandos bei der Kaiserlichen Gesandtschaft in Madrid Gelegenheit hatte, dem Marschall Bazaine zu begegnen, mit dem er, da er in ihm einen tapferen und unglücklichen Soldaten würdigte, demnächst wiederholt zusammentraf. Nachstehender Aus-

zug aus einem Bericht des Majors von Deines erläutert dies:

„Madrid, den 2. April 1886.

Ueber eine Unterredung, welche ich kürzlich mit dem Marschall Bazaine hatte, beehre ich mich, Nachstehendes zu berichten: Der Herr Marschall sagte unter Anderem, die Tage nach dem 13. August (1870) sei er in völliger Ungewißheit gewesen über Alles, was beim Feinde vorging; es sei ihm vorgekommen, als habe er, das Hauptquartier und der Generalstab eine Binde vor den Augen; — Niemand habe seine Schuldigkeit gethan und Nachrichten gebracht. — „Die erste Nachricht,“ fuhr der Marschall fort, „von dem Linksabmarsche der Deutschen habe ich durch ein Telegramm des englischen Gesandten in Darmstadt (und das war Morier!) — desselben, der bis jetzt hier (in Madrid) war — erhalten.“ Ich habe später noch einmal eine ähnliche Aeußerung provocirt, der Marschall sagte wörtlich: „Ich wußte nichts von den Bewegungen (der deutschen Armee), bis der englische Gesandte, Mons. Morier, mir zur Kenntniß brachte, daß die Deutschen nahe bei Mars-la-Tour wären; das stimmte zwar nicht genau, weil es dort nur etwas Cavallerie gab. Ich habe dieses Telegramm über London erhalten am 16. (August) Morgens.“ —

Das zweite Schreiben des Herrn v. Deines, das derselbe — damals Militär-Bevollmächtigter bei der deutschen Botschaft in Wien — infolge einer an ihn gerichteten Anfrage verfaßte, lautet:

„Wien, 12. November 1886.

Bei meinem ersten Besuch bei dem Marschall Bazaine in Madrid brachte ich naturgemäß die Rede auf die Campagne um Metz. Der Marschall ging gern darauf ein und schilderte u. A. die Mängel des ihm unterstellten Heeres, gab seiner Bewunderung für das damalige preussische Heerwesen Ausdruck

und speciell über das Melbewesen desselben. Trotz wiederholten Befehls, Nachrichten zu bringen, habe er über die Bewegungen der Deutschen gar nichts gewußt. Und nun erzählte der Marschall ganz spontan und ohne irgendwelche Frage von meiner Seite: so habe er z. B. am 15. oder 16. August die erste Nachricht von dem Uebergang der deutschen Heere über die Mosel durch eine Depesche des englischen Gesandten über London erhalten, der kürzlich Madrid verlassen habe und welcher damals in Darmstadt Gesandter gewesen sei. Der Zufall hat es gewollt, daß bei der bezüglichen Unterredung mit Bazaine ein Zeuge war, der Prinz Louis Solms, der den Marschall schon länger kannte und mich diesem vorgestellt hatte. Mit dem Prinzen Solms habe ich, als wir die Wohnung Bazaine's verlassen — und auch später — über die interessante Enthüllung gesprochen. Später bin ich bei einem der Besuche, die ich dem an einem Weinbruch darniederliegenden Marschall abstattete, auf seine erste Erzählung zurückgekommen. Er hat mir dabei bestimmt und klar bestätigt, daß jene erste Nachricht über die Vorbewegung unserer Armeen ihm durch ein Telegramm des englischen Gesandten in Darmstadt über London zugegangen sei.

(gez.) v. Deines.

Das rheinische Blatt macht zu diesen Veröffentlichungen die kurze Bemerkung, jedes erläuternde Wort würde die Wucht dieses Beweismaterials lediglich abschwächen. — Wir schließen uns dieser Bemerkung vollinhaltlich an.

Bazaine ist todt! Nur ein einziges englisches Blatt, die „Hall Mail Gazette“, wagt es, den verstorbenen Heerführer einen Verräther zu heißen und Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Worte zu setzen, um Sir Morier zu verteidigen. Dieses Blatt stellt die Behauptung auf, daß es sich mehr um einen Angriff auf

Der Sohn seines Vaters.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Erich war in die Kniee und dann rücklings übergesunken. Er drückte die Hand auf die Brust, sie war halb von Blut überströmt. Marie warf sich auf ihn, hob seinen Kopf auf ihren Arm, küßte seine geschlossenen Augen, seine bleichen Lippen. Mit ihrem Tuch suchte sie das Blut zu stillen; sie rief ihn mit den zärtlichsten Namen. Indeß schritt der Förster langsam am Ufer hinab, auf die Unglücksstätte zu. Neben seinem Opfer blieb er stehen, kreuzte die Arme über dem Lauf des Gewehrs, beugte sich über und ließ stoßweise sein heiseresachen vernahmen.

„Ist er todt?“ fragte er, wie Jemand, der sich neugierig nach etwas erkundigt.

„Vater, — Vater!“ rief das Mädchen außer sich vor Schmerz, „was hast Du gethan?“

„In meinem Revier gejagt,“ antwortete er höhnisch.

„Wenn man den Wald niederhaut, wird das Wild knapp. Bah! Bin doch noch einmal zum Schuß gekommen, — vor dem letzten.“

„Vater —“ jammerte Marie, „er hat mich geliebt.“

„Glaubst Du das, Thörin?“ grinste er. „O ja, was so ein Nichts auch darunter versteht. Brauchtest nur so weiter hübsch gefällig zu sein. Ha, ha, ha! Hätt's wohl noch bis zum Großvater bringen können. Das war was zu lachen gewesen für den alten Heimerger in der Stadt auf dem Markt!“ Er faßte sie am Arm, rüttelte sie und versuchte sie aufzurichten.

„Weg da! Ich kann das Flennen nicht leiden. Und um so etwas!“

Marie sank zurück.

„Ich bleibe,“ sagte sie mit Entschiedenheit. „Er lebt noch, — ich verlasse ihn nicht, wie Du ihn auch schmäht. Dieses Blut kommt über Dich, Vater! O Himmel, — nein, nein! Eine That des Wahnsinns! — Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Oben am Uferande wurden mehrere Männer sichtbar; sie schlichen in einiger Entfernung von einander heran. Es waren die Polizeibeamten. Der Schuß hatte ihnen die Richtung angezeigt, in der sie errathen konnten, Lautenschlag zu treffen. Was sie sahen, war geeignet, sie mit Schreck zu erfüllen und ihre Schritte einen Moment zu hemmen. Dann erhob einer den Ruf: „Mörder, Mörder!“ Die anderen stimmten ein. Sie stürzten die Uferhöhe hinab, auf den Förster zu.

Sobald dieser sie kommen sah, stieß er eine gellende Laute aus, setzte über die Steine im Bach und eilte in weiten Sprüngen an demselben entlang, von Zeit zu Zeit zurückschauend und seinen Verfolgern die Bahne weisend. Hinter einem Vorsprung verschwand er ihnen. Gleich darauf sahen sie ihn oben über Feld dem Walde zuellen. Sie kletterten ihm nach, folgten ihm in beschleunigtem Lauf. Nun entzog ihn der Stamm der alten Eiche ihren Blicken. Hinter derselben blühte es auf, ein Schuß krachte. Niemand war getroffen. Nun waren sie sicher, daß der Doppelschuß entladen war, und schritten ohne Besorgniß vor, die einen rechts, die anderen links um den Stamm.

„Da liegt er!“ rief der Vorderste.

„Erschossen!“

„Todt!“

„Die Kugel hat den Schädel zerschmettert.“

„Er hat das Gewehr mit dem Fuß abgedrückt.“

„Bestie!“

Einer von ihnen wurde nach dem Forsthaus geschickt, das Geschehene zu melden; die anderen eilten an den Bach zurück. Heimerger war zur Besinnung gekommen. Sie hoben ihn vorsichtig auf und trugen ihn an der flachsten Stelle des Ufers hinauf. Den Steig an der Eiche vorbei vermieden sie. Marie folgte, die Hände ringend. Einer von den Beamten trat zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie sank mit einem gellenden Schrei in die Kniee.

Barthel, seine Frau und die Magd kamen ihnen entgegen mit ganz verfürten Gesichtern. Sie hatten aus einem Spannbett die Streben mit der aufgenagelten Leinwand gerissen und boten sie als Trage an. Erich wurde nun darauf gelegt und in das Forsthaus geschafft. Der Gastwirth lief nach der Stadt, um einen Arzt zu rufen und auf dem Gerichte Anzeige zu machen.

„Wo ist Marie?“ fragte Erich mit matter Stimme, nachdem er auf's Bett gelegt war.

Man wagte ihm nicht zu antworten: bei der Leiche ihres Vaters. Frau Barthel versprach ihm, sie herbeizurufen.

„Bald — bald...“ bat er. Dann schloß er wieder die Augen.

Die Nachricht von dem traurigen Vorfall durchflog mit Windeseile die Stadt. Die Aerzte, die irgend ab-

das Andenken Kaiser Friedrichs, als auf Morier handle — eine solche Fanfare kann natürlich bei unseren wackeren Deutschfreisinnigen nicht ungehört verhallen. — Den lächerlichen Einwurf, daß Graf Herbert Bismarck die Publication veranlaßt habe, aus Rache dafür, weil er in der Schlacht bei Bionville (16. August) einen Schuß in den Oberschenkel erhalten habe und zwar bei einem Vorstoß der Franzosen, welchen das Telegramm Moriers veranlaßt habe, wollen wir lieber übergehen. Graf Herbert erhielt für sein Verhalten das Eisene Kreuz und ist von seiner Wunde vollständig geheilt, kann also unmöglich auf den verrätherischen Engländer einen Stolz haben.

Und Morier? — Er bestreitet (gentlemanlik?) Alles! Die englische Regierung wird sich nun wohl bald in die Angelegenheit mischen. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, daß solche Anschuldigungen gegen einen bevollmächtigten Minister und Vertreter der Königin erhoben werden, und noch dazu von einem deutschen Officier, von einem Vertrauensmann des regierenden deutschen Kaisers.

N und s ch a n.

Deutsches Reich. Berlin, 5. Januar. Se. Majestät der Kaiser hat die ursprünglich geplante Betheiligung an der gestrigen Hofs Jagd bei Potsdam aufgegeben. Am Vormittag begab sich der Monarch mit der Kaiserin und seinen Schwägerinnen, den Prinzessinnen Louise und Feodora von Schleswig-Holstein, nach dem Sedan-Panorama am Alexanderplatz, weiter nach dem St. Privat-Panorama am Königsplatz und zum Schluß nach dem Neuen Panorama im Thiergarten, in welchem die Kreuzigung Christi ausgestellt ist. Mittags wohnte der Kaiser einer Theater-Aufführung im Opernhause bei und hörte dann im Schlosse eine größere Anzahl von Vorträgen. Nach der Mittags-tafel fuhren beide Majestäten spazieren. Sonnabend findet im Grunewald eine Domwiltz statt. Das Befinden des Kaisers ist ganz vortreflich.

—* In Kreisen, welche dem Badischen Hofe nahe stehen, wird bekannt, daß die Tochter des Prinzen Wilhelm von Baden, die Nichte des Großherzogs, Prinzessin Marie (geb. am 26. Juli 1865), sich mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt verloben wird.

—* Wie zu Zeiten des greisen Einigers des Reiches, so wird auch unter seinem erlauchten Enkel „Kaisers Geburtstag“ allorts in Deutschen Landen ganz ebenso als nationaler Fest- und Ehrentag begangen werden, wie einst im alten Preußen „Königs Geburtstag“. In München hat sich am Mittwoch schon ein Auschluß gebildet, um die Vorbereitungen für eine würdige gemeinsame Feier des 27. Januar rechtzeitig zu treffen.

—* Reichskanzler Fürst Bismarck verbleibt auf Anrathen seines Leibarztes, des Dr. Schwenninger, vorläufig noch in Friedrichsruh. Zum Neujahrstage gingen dem Reichskanzler aus allen Theilen der Erde mehr als 5000 Glückwunschtelegramme zu.

—* Die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens an den früheren Minister des Innern, Herrn v. Butt-

lamer, die jedem Conservativen zu aufrichtiger Freude gereichen wird, giebt namentlich der freisinnigen Presse wieder Anlaß zu allerhand tendenziösen Commentaren und Versuchen, diesen Allerhöchsten Gnadenbeweis zu einer Verheugung der Cartelparteien auszunutzen. Wir haben selbstverständlich nicht die Absicht, auf dieses thörichte Gerede näher einzugehen. Wir sehen mit dankbarer Genugthuung, daß Se. Majestät in der Werthschätzung der Verdienste dieses hervorragenden Staatsmannes und treuen, selbstlosen Dieners der monarchischen Sache mit dem Urtheil unseres großen alten Kaisers vollständig übereinstimmt.

—* Der zum Dienst im Auswärtigen Amte commandirte Hauptmann Wis mann wird sich noch im Laufe dieses Monats nach Ostafrika begeben, um die Bildung der anzuwerbenden Colonialtruppe zu leiten; an der Bewilligung der nöthigen Mittel seitens des Reichstages wird nicht gezweifelt. — Die Ausrichtung der Emin Pascha-Expedition ist, obwohl Hauptmann Wis mann sich an derselben nicht betheiligen kann, nicht gefährdet. Vielmehr wird die Ausrichtung der Emin Pascha-Expedition in ihrem ganzen Umfange ungeändert vorgenommen werden. Die Mittel zur Durchführung der Expedition sind in genügender Weise vorhanden. Die Ausrüstung selbst ist, soweit dieselbe in Europa beschafft werden kann, vollendet. Die Angabe, Dr. Peters werde die neue Expedition führen, ist unbegründet; hierüber sind noch keine festen Entschlüsse getroffen.

Frankreich. Unmittelbar nach dem Erscheinen des amtlichen Decrets, das die Pariser Wähler für die Erziehung vom 27. Januar einberuft, wurde das Manifest Boulangers an die Wähler des Seine-Departements an die Mauern angeschlagen und in den Blättern veröffentlicht. Dasselbe ist kurz und bündig wie ein militärischer Tagesbefehl. Boulanger betont seine republikanische Gesinnung, die nur von denen angezweifelt werde, deren Verhalten Frankreich anwidre. Er wolle eine Republik, die sich auf etwas anderes stütze, als auf Ehrgeiz und Habgucht. Was könne man von Deuten hoffen, die selbst eingestehen, sich seit 15 Jahren getäuscht zu haben. Gerechtigkeit, Wahrheit und Selbstlosigkeit verlange Frankreich. Das Vaterland soll ein Erbtheil für Alle, nicht aber eine Beute Weniger werden.

Belgien. In Gilly hat letzten Montag wieder ein Dynamit-Attentat stattgefunden. Eine Dynamitbombe platzte gegen 11 Uhr Nachts im Vorhofe der Wohnung des Herrn Bonelet, Verwalters der Vereinigten Kohlenwerke. Das Gebäude erlitt einige Verletzungen, Personen wurden nicht beschädigt.

Italien. Die Dynamitarben treiben ihr frevelhaftes Spiel sehr flott. In Genua entdeckte ein Lastträger in einer Nische des herzoglichen Palastes, woselbst sich das Tribunal und die Gerichtshöfe befinden, einen verdächtigen Gegenstand. Das aufgefundenen Object wurde als eine mit Dynamit gefüllte Granate erkannt; an derselben hing ein im Verlöbten begriffener Zündfaden. Auch aus anderen Städten Italiens, so aus Livorno und Pisa, werden Dynamitattentate gemeldet, die aber nicht von schlimmen Folgen begleitet waren.

England. Es scheint, als ob das amtliche England von der staatssozialistischen Bewegung, welche Deutschlands Reichskanzler inaugurirt hat, doch nicht ganz unberührt bleiben sollte. Das Londoner Lokalverwaltungsamt hat bereits eine Vorlage ausgearbeitet zur Abhilfe der Wohnungsnoth und der Lage der arbeitenden Klassen überhaupt. Sofort nach Eröffnung des Parlaments werde die Bill im Oberhause eingebracht werden. Vom deutschen Standpunkt aus wird es jedenfalls interessant sein, zu erfahren, wer nach der Ansicht der englischen Regierung helfen soll, der Staat oder die Gemeinde.

Locales und Provinzielles.

Hirschberg, 5. Januar.

— Der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten hat nunmehr endgiltig bestimmt, daß die Eisenbahn von Hirschberg nach Petersdorf zunächst auf dem linken Ufer des Zaders geführt werde und erst oberhalb Warmbrunn von dem linken auf das rechte Ufer übergehe. Gleichzeitig ist die königliche Eisenbahn-Direction zu Berlin beauftragt worden, die ausführenden Vorarbeiten für diese Linie alsbald zur Vorlage zu bringen.

* Die „heiligen drei Könige“ halten morgen ihren feierlichen Einzug, um dem Kindlein in der Krippe ihre Geschenke und ihre Huldigungen darzubringen. Das Evangelium erzählt uns nur von morgenländischen Weisen (Magiern) und sagt weder, daß es drei, noch daß es Könige waren. Der liebliche christliche Mythos hat sich aber so eingewurzelt, daß es Unrecht wäre, daran zu rütteln. An der historischen Thatsache ist ja auch viel weniger gelegen, als an der tiefen Symbolik des Festes. Von einem Stern geleitet, der der Welt ausgegangen, suchen und finden die weisen Männer das Heil. Sie bringen Geschenke dar: Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und diese drei Geschenke bewahrt die Christenheit, seit der Lehrer der Liebe und Demuth erstanden. Nicht der Dämon Gold, an welchem Alles hängt, nach welchem Alles drängt, nicht der Weihrauch irdischer Schmeicheleien und Huldigungen, nicht die Myrrhe des Hasses, der Bosheit und Rache ist gemeint, sondern das Gold des Glaubens und der Liebe, die Myrrhe bitterer Reue über menschliche Fehler und Schwächen und der Weihrauch des frommen Gebetes, der zum Himmel steigt und Gott stets wohlgefällt.

* Durch den königl. Landrath Prinzen Reuß, Durchlaucht, sind beauftragt und verpflichtet worden: Der Standesbeamten-Stellvertreter Herr Mohaupt in Buchwald, für den Standesamtsbezirk Buchwald, an Stelle des Rühlensbesizers Heintzel in Quirl. — Der neugewählte Gemeindevorsteher Klenner in Arnberg. — Der wiedergewählte Gemeindevorsteher Dietrich und der neugewählte Gerichtsmann Siebenhaar, beide in Grunau. — Der neugewählte Gerichtsmann Wobbs in Wernersdorf. — Der neugewählte Gerichtsmann Tetchler in Quersieffen. — Der neugewählte Gerichtsmann Schneider in Warmbrunn. — Der neugewählte Gerichts- und Gemeindevorsteher Schwanitz in Hirschberg, für die Gemeinde Schwarzbach. — Der neugewählte Schiedsmann Karl

kümmlich waren, begaben sich auf den Weg nach dem Forsthaus. Der Commerzienrath Wiese, der selbst an den Stuhl gefesselt war, schickte seine Equipage hinaus. Sie traf die Herren noch unterwegs und konnte sie rascher an Ort und Stelle befördern. Von deren Befund sollte es abhängen, in welcher Weise an Frau Heimberger zu telegraphiren sei. In allen Schichten des Publikums zeigte sich große Aufregung. So wenig man jetzt noch hoffen konnte, mit eigenen Augen zu sehen, ließen Viele sich nicht abhalten, nach dem Waldchen zu wandern. Bald umstand das Forsthaus eine dicke Menschenmenge.

Die Verletzung erwies sich nicht als durchaus lebensgefährlich. Das Gewehr war mit Rehpfeilen geladen gewesen. Drei derselben waren in die Brust eingedrungen, davon zwei so nahe bei einander, daß sie eine längliche Wunde gerissen hatten. Das dritte Kugelhaken, das an einer Rippe abgeglitten und im Muskel stecken geblieben war, ließ sich unschwer entfernen. Die Untersuchung der Doppelwunde, die sich nach der Tiefe hin theilte, verursachte viel Schmerz und wiederholte Ohnmachten. Der Transport des Kranken nach der Stadt wurde für zulässig erklärt. Er schien wünschenswerth wegen der dort bequemer zu bewirkenden ärztlichen Behandlung; aber Erich bestand mit großer Entschiedenheit darauf, im Forsthaus zu bleiben. Man hielt es nicht für erforderlich, durchzugreifen; die reinere Luft hier konnte, wenn nur erst die Gefahr beseitigt, den Heilungsprozeß begünstigen.

Unter denen, die schon im Verlauf der nächsten Stunden persönlich Erkundigungen einzuziehen kamen,

war auch Doctor Otto Bauer. Von Barthel, mit dem er gut bekannt war, erfuhr er umständlicher als die meisten anderen, wie Alles zugegangen war. Er wurde in das Krankenzimmer gelassen.

„Mein armer Freund!“ bedauerte er ihn, sich über sein Lager beugend und sanft seine Hand drückend. „Wenn Du irgend eine Bestellung auszurichten, irgend eine Anordnung zu treffen hast, verfüge ganz über meine Dienste. Ich hoffe, Du wirst mich für zuverlässig halten.“

Erich winkte ihm mit den Augen einen freundlichen Dank zu.

„Man soll meine Mutter so wenig als möglich belästigen,“ sagte er nach einer Weile.

„Ich werde Deinen Großvater bitten, ihr selbst schreiben zu dürfen,“ versprach er. „Benachrichtigen müssen wir sie ja doch.“

Als er schon gehen wollte, fragte Erich ihn nach Marie.

„Wo ist sie? Ich habe so lange vergebens auf sie gewartet.“

„Sie ist bei ihrem Vater,“ antwortete Bauer ausweichend.

„Und wie steht's mit dem unglücklichen alten Mann?“ fuhr der Kranke zu fragen fort. „Man darf ihn nicht schlecht behandeln, — er ist kein Verbrecher, — aber ein Wahnsinniger.“

Bauer wandte sich an die Aerzte.

„Ist es nicht besser, ihm Alles zu sagen?“ Sie stimmten zu.

„Lautenschlag kann kein Leid mehr geschehen,

mein lieber Erich. Er ist nicht mehr unter den Lebenden.“

„Tobt?“

„Es ist sicher am besten so. Er hat sich selbst erschossen.“

„Ah —!“ Ein leiser Seufzer entrang sich der wunden Brust. „Gott wird ihm gnädig sein. Aber Marie... Wenn Du ihr irgendwie behilflich sein kannst, Otto...“

„Verlasse Dich auf mich!“ (Fortsetzung folgt.)

Bermischtes.

* [Merkvers auf das Jahr 1888.] Dem eben verfloßenen Jahre 1888 kommt in der Geschichte deshalb eine erhöhte Bedeutung zu, weil es uns zwei Kaiser, Wilhelm I. und Friedrich III. hinweggriffte. Auf solche bedeutungsvollen Jahre pflegte man früher Merkverse (versus memoriales) zu verfassen, in welchen das maßgebende Ereignis kurz berührt wurde, während diejenigen Buchstaben des Verses, die sich als römische Zahlzeichen verwenden ließen, zusammengerechnet die Jahreszahl ergeben mußten (daher auch der Name „Chronogramm“ oder „Chronistichon“). Möge für unsere lateinlernende Jugend ein solcher Merkvers auf das Jahr 1888 hier folgen:

Non se LIX ann V s, Ce CIDI q VVM Caesar Vterq V.

Zu Deutsch: Es war ein unglückliches Jahr, als beide Kaiser dahinsanken. — Die Berechnung ergibt: 50+1+10+5+100+100+1+500+1+5+5+1000+100+5+5=1888.

Sonntag, den 6. Januar 1889.

Bilder aus dem Bismarck-Archipel.

Von Dr. Grundemann.

1. Ein sonderbares Schulexamen.

Ein Schulexamen auf den Bismarck-Inseln wird manchem unserer Leser unglaublich erscheinen. Es ist bekannt genug, daß dieses deutsche Schutzgebiet von schwarzen Menschenfressern bewohnt ist. Unsere Kolonialverwaltung hat volllauf zu thun, um den dort angesiedelten Kaufleuten Sicherheit für ihr Leben und Eigentum zu gewähren. Den diebischen und mörderischen Eingebornen hat schon ein paarmal eine derbe Lektion durch unsere Waffen erteilt werden müssen. Aber so weit sind wir noch nicht, daß wir unseren schwarzen Reichsgenossen die Segnungen der Bildung durch regelmäßigen Unterricht zuführen könnten.

Indessen weniger als diese Verhältnisse ist bei uns bekannt, daß schon, ehe deutsche Kaufleute sich auf jenen Inseln niederließen, christliche Lehrer dort stationiert wurden, durch welche unter großen Schwierigkeiten in mehreren Distrikten wirklich ein Schulwesen begründet worden ist, das, so mangelhaft es nach 13jährigem Bestande immer noch sein mag, doch bereits beachtenswerthe Früchte zu tragen beginnt. Alle Ehre jenen Männern, welche diese gefährliche Sache unternommen haben! Wir dürfen uns freilich unter ihnen nicht ehemalige Zöglinge eines deutschen Seminars vorstellen. Sie sind selbst von schwarzer oder brauner Farbe, von den Bitti- oder Tonga-Inseln stammend, und die Väter oder Großväter der ersteren waren ebenso schlimme Kannibalen, wie solche heute auf den Bismarck-Inseln leben. Man aber herrscht schon seit mehreren Jahrzehnten auf jenen östlichen Inselgruppen das Christentum. Zu Rawalua besteht ein Seminar, auf dem zahlreiche junge Männer zu Predigern und Lehrern für die schwarzen Gemeinden ausgebildet werden. Es war im Jahre 1875, als acht dieser Seminaristen nach bestandnem Examen sich bereit erklärten, als Pioniere des Christenthums unter die Heiden einer der westlichen Inselgruppen zu gehen. Trozdem, daß die englischen Kolonialbeamten sie nicht ziehen lassen wollten, blieben sie fest bei ihrem Entschlusse, und Missionar Brown (Braun) führte sie nach den Theilen des Bismarck-Archipels, die er zuvor untersucht hatte. Wir können hier nicht alle die Mühsale, Gefahren und Schwierigkeiten schildern, unter denen diese Männer sich ihre Stellung unter der eingebornen Bevölkerung erringen mußten. Hier von ihnen wurden selbst Opfer des Kannibalismus. Andere rückten in ihre Stelle. Mehrere raffte das Fieber hin. Aber immer wieder ließen sich andere zu der gefährlichen Arbeit bereit finden. Den Mittelpunkt des ganzen Werkes bildete die Hauptstation auf Neu-Lauenburg. Aber auch auf Neu-Pommern wurden an zwei Punkten europäische Missionare stationiert, welche die Arbeiten der farbigen Lehrer leiteten.

Eine dieser Stationen ist Rabalada. Es war im Februar 1886, als der dortige Missionar, Herr Dank, eine Musterung aller Schulen seines Bezirks veranstaltete. Es war die erste derartige Generalrevisitation. Sämmtliche Schüler sollten sich in Bilapila einfänden. Malerisch liegt die Missionsstation am Meeresstrande. Einige einfache, mit Blättern bedeckte Gebäude unter Palmen und breitblättrigen Bananen — im Hintergrunde waldige Bergzüge, über die sich in der Ferne drei bläuliche Ruppen erheben, „die Mutter mit den beiden Töchtern“ genannt. Als und zu steigt in ihrer Nähe ein gekrümmtes Rauchwölkchen auf, ein Zeichen des Vulkans, dessen Thätigkeit die Insel oft mit Erdbeben heimsucht. Ueber der ganzen Landschaft wölbt sich in unbeschreiblich tiefem Blau das klare Himmelszelt.

Es war in der Morgenfrühe mit ihrer angenehmen Kühle. An allen Blättern perlten die Thautropfen. Da ward es reger auf der Station. Zwei schwarze Männer in einfacher Kattunkleidung setzten ein Boot in Bereitschaft, in dem bald der Missionar mit seiner Frau Platz nahm. Unter den kräftigen Ruderschlägen glitt das Fahrzeug über die leichten Wellen. Zunächst bildete die entzündende Landschaft, obgleich schon viel hundertmal bewundert, wieder den Gegenstand der Unterhaltung. Dann aber äußerte der Missionar gegen seine Gattin allerlei Bedenken, ob das Unternehmen des Tages nicht fehlschlagen werde. Noch vor wenigen Jahren wäre es ein vergebliches Bemühen gewesen, die Jugend der verschiedenen Dörfschaften nach einem Punkte zusammenzurufen. Es herrschte keine Sicherheit im

Land und nur ungern und mit großem Mißtrauen begab sich jemand in ein fremdes Dorf — falls nicht ein Kriegszug die Männer der verschiedenen Dörfschaften gegen einen gemeinsamen Feind vereinigte. Ob das alte heidnische Mißtrauen wohl schon in der Bevölkerung so weit überwunden war, um die Vereinigung aller Schulen zu gestatten? Dazu war jetzt gerade die Jahreszeit, in welcher die Eingebornen durch den Fischefang sehr in Anspruch genommen werden. Von früh bis spät sind die Alten und die Jungen beschäftigt mit dem Aufstellen von Fischreusen, die sie in sauberster Flechtarbeit mit großer Geschicklichkeit anfertigen. Oft gönnen sie sich in dieser Periode nicht einmal Zeit zum Essen, sondern genießen ihre Speise bei der Arbeit. Selbst Kinder von vier Jahren müssen helfen, das Rohr zu den Reusen aus dem Walde herbeizuschaffen. Der Missionar bedauerte, gerade jetzt die Prüfung vornehmen zu müssen.

Unter derartigen Erwägungen war die Fahrt von einer halben Stunde vergangen. Da lag in der Nähe des Strandes das saubere Dörfchen Bilapila. Rings um die Hütten, deren Wände zum Theil kunstvoll in hübschen Mustern aus Gras geflochten sind, war der Erdboden sorgfältig gekehrt, daß auch nicht ein Blättchen zu finden war. Kleine Gärtchen mit bunten Blattpflanzen bilden innerhalb der Umzäunung des Dorfes einen hübschen Schmuck. Für einen Christen war aber hier noch ein schönerer Schmuck. Auf einem Hügel über dem Dorfe sah man eine große Hütte, welche, geschmückt mit dem Zeichen des Kreuzes, sich sogleich als Kirche zu erkennen gab.

Als sich das Boot dem Lande näherte, sammelte sich am Strande eine bunte Menge. Das war eine wunderbare Mischung von Repräsentanten zweier verschiedener Phasen des Volkslebens. Da waren Männer in schamloser Nacktheit, mit entstellendem Schmutz in den Ohrläppchen und dem durchbohrten Nasenthorpe, und Frauen, deren ganze Bekleidung auch nur in einem ungenügenden Franseuröschchen von gefärbten Grasshalmen bestand, und die nicht weniger unformlichen Schmuck trugen als die Männer. Auffallend waren die mit Rast roth geheizten, krausen Haare der letzteren. Manche von ihnen hatten ihren Leib mit weißen Streifen bemalt, so daß sie unbewußt die deutschen Farben in schwarz, weiß, roth zeigten. Viele von ihnen hatten nach alter Sitte ihre Lanzen und Reulen in den Händen. Zwischen diesen Vertretern der alten Zeit aber bewegten sich viele junge Burschen in einfacher, netter Kleidung, alle mit sorgfältig gekämmtem und gefaltem Haupthaar. Sie riefen dem aus dem Boote steigenden Missionar sammt seiner Gattin ein freundliches Willkommen zu. Ihre Augen strahlten vor Freude, wie ihre Züge überhaupt auffallend abstachen von den finstern, wild blickenden Gesichtern der Anderen, die jetzt nur durch die Neugierde belebt war.

Bald zeigte sich ein brauner Mann, der die Ankömmlinge ehrerbietig, doch herzlich begrüßte. Es war der von Tonga stammende Lehrer Josia Pasoka, der mit seinen aus den anderen Dörfern herbeigekommenen schwarzen Kollegen sodann die sämmtlichen Schüler zu einem langen Zuge ordnete. Obwohl alle Lehrer darüber klagten, daß es des Fischeanges wegen nicht möglich gewesen sei, alle ihre Schüler zur Theilnahme zu bewegen, und einer, der sonst mehr als hundert hätte mitbringen können, nur mit 38 gekommen war, gab es doch einen stattlichen Zug von 166 Köpfen. Gar verschiedenartig waren die Theilnehmer. Dort gingen kräftige, ausgewachsene Burschen, vor deren Länge im Kampfe mancher Feind hätte erzittern mögen, dann aber kamen kleine Knaben bis zu sechs Jahren. Ebenso war in der weniger zahlreichen Mädchenabtheilung der Unterschied des Alters ziemlich bedeutend. Neben klammigen, schwarzen Dirnen, die wohl schon eine Centnerlast Yamswurzeln auf dem Rücken aus der Pflanzung nach Hause schafften, gingen die niedlichen Schwesterchen, alle gleichermäßen mit Kränzen aus prächtigen, bunten Blattpflanzen geschmückt. Während sich der Zug in Bewegung setzte, wurde ein christliches Lied angestimmt, das zu diesem Zweck neu eingeübt war. 4—500 nackte Heiden rissen die Augen sammt dem Munde auf, als der feierlich singende Zug an ihnen vorüberging. Dem Missionar aber klopfte das Herz vor Freude, als er von der Höhe des Kirchhügels das seltsame Schauspiel anschaute. Kein Sieger im alten Rom konnte sich mehr weiden an dem Anblick der gefesselten Feinde, wenn sie im Triumphzuge an ihm vorbeigeführt wurden. Schade, daß kein Photograph da war, der dies be-

zeichnende Kulturbild mit seinem Apparate hätte fixiren können!

Während die Schaaren in die Kirche gingen, musterte der Missionar mit seiner Gattin das noch neue Gebäude von außen. Sie erfreuten sich an den hübschen Mustern der sauber aus gespaltenem Bambus geflochtenen Wände. Alle Ehre dem braven Josia, der mit dem Haufe in der Christen ohne anderweitige Unterstützung solch nach Verhältnissen schmuckes Gotteshaus gebaut hatte! Zwei Jahre war er erst in dieser Stelle. Aber welche Veränderung hatte er schon herbeigeführt! Davon zeugte nicht wenig auch das saubere Häuschen mit Fenstern und Veranda, das er für sich und seine Familie erbaut hatte, und rings herum die üppigen Gärten und Pflanzungen von Bananen, Yams und Taro, die er mit emfiger Hand angelegt und gepflegt hatte da, wo früher der wilde Urwald mit dem undurchdringlichen Gewirr seiner Schlingpflanzen stand.

Nun traten auch die beiden weißen Leute in die Kirche ein. Das Innere war einfach, und doch machte der Raum, erhellt durch einige mit Matten verschließbare Fensteröffnungen, einen angenehmen Eindruck auf die, welche schon an die fensterlosen, verräucherten Hütten der Eingebornen sich gewöhnt hatten. Die Schüler mit ihren Lehrern hatten sich in einzelnen Gruppen auf dem mit Matten bedeckten Fußboden gelagert. Nach Gesang und Gebet in den fremdartigen Lauten des Rabaladialekts begann die Prüfung. Große Resultate durfte man freilich nicht erwarten. Das Schulwesen dieses Gebietes stand ja noch in den Kinderschuhen. Bis 1883 war kein europäischer Missionar hier stationiert, der es hätte in die zweckmäßige Bahn bringen können. Noch ist die Sprache nicht erforscht. Es gab nur einige Bücher in dem zwar verwandten und doch recht verschiedenen Dialekt von Neu-Lauenburg. Mit diesen keineswegs passenden Lehrmitteln hatten sich die farbigen Lehrer vergeblich bemüht, ihre Schüler lesen zu lehren — etwa so, als wenn bei uns in einer Landsschule eine englische oder dänische Bibel benutzt werden sollte. Erst seit 1884 gab es ein paar Büchlein in der Sprache von Neu-Pommern. Es war ja nicht zu erwarten, daß in zwei Jahren der Unterricht im Lesen schon bedeutende Leistungen aufweisen werde. Ja der That, die meisten stümperten noch recht, wenn sie, die einzelnen Silben mit ihren vom gefärbten Haare bligen Fingern auf dem Papiere verfolgend, die einzelnen Wörter aussprachen. Wer einigermaßen fließend dreisilbige Wörter las, dessen Augen leuchteten in ziemlicher Selbstbefriedigung. Dennoch fanden sich etwa 30, welche einen Abschnitt aus den biblischen Geschichten recht fließend lesen konnten.

Unsere Quelle berichtet nicht ausführlich über die anderen Gegenstände der Prüfung. Es ist nur kurz angedeutet, daß auch die Leistungen im Rechnen noch recht schwach waren, doch waren auch etwa 30, die darin nach Verhältnissen genügten. Drei bis vier Schüler hatten es in der Kunst des Schreibens so weit gebracht, daß sie Anerkennung fanden. Nach einer neueren Nachricht giebt es jetzt schon mehrere in jener Gegend, die sich dieser Kunst im praktischen Leben bedienen und ihre Bandleute in Erstaunen setzen, wenn sie mit einem blättrigen Papier einander aus der Ferne Botschaft senden, von denen nicht einmal der Ueberbringer etwas weiß.

Bei jenem Schulexamen fehlte selbstverständlich nicht die Prämienvertheilung. Mit leuchtenden Augen wurde hier ein Taschmesser, dort ein buntes Tuch oder ein paar Fischhaken in Empfang genommen. Nachdem der Akt mit Gesang und Gebet beschlossen war, eilte die bunte Menge den Hügel hinab. In der Mitte des Dorfes loderten mächtige Feuer in mehreren in die Erde gegrabenen Löchern, in denen sorgfältig aufgeschichtete Steine glühend gemacht wurden. Mehrere Schweine waren geschlachtet und kunstgerecht ausgeweidet. Als das Feuer niedergebrannt, wurden sie mit heißen in Bananenblätter gewickelten Steinen ausgefüllt und zwischen die übrigen in die Grube gepackt, mit der heißen Asche überschüttet und mit Erde bedeckt, um zwei Stunden später als duftende Braten wieder zum Vorschein zu kommen, die unter fröhlichem Scherzen und Lachen zerlegt und vertheilt werden. Auch Bananen und andre Nahrungsmittel wurden ausgetheilt. Bei dem Festmahle herrschte die heiterste Stimmung. Vielfach hörte man die Frage: „Wann giebt's wieder eine Schulprüfung?“ Wie dann noch getanzet worden ist, wollen wir im nächsten Abschnitte unserer Mittheilungen beschreiben. Hier schließen wir mit der Bemerkung:

Wie wichtig sind jene mit großen Schwierigkeiten unter den schwarzen Kannibalen ausgeführten Bildungsarbeiten für das Gedeihen unserer deutschen Kolonie auf den Bismarck-Inseln!

Eine merkwürdige Speculation.

(Schluß.)

Ein paar Tage nach der Audienz Heinbergers beim österreichischen Gesandten befanden sich in der luxuriös eingerichteten Privatwohnung Küpri Paschas im ehemaligen Sultanspalaste Beschatal der Großvezier Seiner ottomanischen Majestät Selims III. und Baron Rasch im augenscheinlich vertrautesten Gespräche beisammen und nach den heitern Mienen der beiden Staatsmänner zu schließen, konnte dessen Inhalt schwerlich hochnotpeinliche Staats- und politische Affären betreffen. Jetzt war aber das Gespräch offenbar beendet, denn der Besucher erhob sich von seinem Sitz und reichte dem Hausherrn die Hand zum Abschied, ganz gegen die türkische Sitte und Etikette, deren Nichtbeachtung jedoch von der zwischen beiden Männern herrschenden Vertraulichkeit zeugte. Baron Rasch hatte sich schon nach der Thür gewendet, als er, sich nochmals umdrehend, meinte:

„A propos, beinahe hätte ich ein kleines Anliegen vergessen, welches ich an Eure Hoheit habe und das ich mir noch gestatten möchte, vorzutragen, wenn ich Sie hiermit nicht belästige.“

„Gew. Excellenz wissen,“ versetzte Küpri Pascha in französischer Sprache, in welcher die ganze Unterhandlung geführt worden war, „daß Sie zu jeder Stunde auf mich rechnen können und daß ich mir ein Vergnügen aus der Erfüllung Ihrer Wünsche mache. Doch um was handelt es sich, wenn ich bitten darf?“

„D.“ erwiderte der Gesandte lächelnd, „es ist eine etwas tragikomische Angelegenheit, in der ich mich indessen schon halb und halb engagiert habe, da es sich um einen österreichischen Unterthanen handelt.“ Der Baron erzählte nun, die Geschichte Heinbergers, die offenbar auch auf den Großvezier einen erheitenden Eindruck machte, denen über das sonst ziemlich apathische Gesicht des obersten Würdenträgers der Pforte verbreitete sich allgemach ein beglücktes Lächeln und als nun der österreichische Gesandte seinen Bericht, dem er noch den Namen und die Wohnung seines Schützlings hinzugefügt hatte, beendet, äußerte Küpri Pascha, sich den Bart streichend:

„Bei Allah, fast möchte ich meinem erhabenen Gebieter wieder vortragen, was mir soeben Eure Excellenz erzählt, denn die Geschichte dieses fränkischen Händlers ist sehr geeignet, Grillen und Sorgen zu verschücheln und Eure Excellenz wissen ja selbst, wie sehr sich der Padiſchah immer mit Sorgen mannichfacher Art trägt. Jedenfalls gebe ich Ihnen aber hiermit die Versicherung, daß sich der Mann mit seinen Perrücken nicht verrechnet haben wird und schäze ich mich glücklich, daß ich nun auch meinerseits Eurer Excellenz einen kleinen Dienst erweisen kann, wenn derselbe auch nur indirekt geschehen kann. Bereits ist mir ein Gedanke gekommen, wie Ihrem Schützling zu helfen sei und ich mache mir ein Vergnügen daraus, die Sache durchzuführen.“

Baron Rasch verbeugte sich höflich, der Großvezier erwiderte die Verbeugung und der Gesandte seiner apostolischen Majestät verließ den Palast von Beschatal mit der innern Ueberzeugung, daß seine Fürsprache für Monsieur Heinberger beim Premierminister des Sultans nicht vergeblich gewesen sei.

Es war etwa eine Woche seit diesem Zwiesgespräch im Palaste von Beschatal vergangen, eine Woche, in der natürlich auch Freund Heinberger mit seinem Perrückengeschäft nicht das Mindeste weitergekommen war, als eines schönen Morgens im Judenviertel von Stambul, in den schmutzigen Gassen von Fasköj, ein großherrlicher Erlaß angeschlagen stand, welcher allen Juden kurz und bündig anbefahl, von nun an fremde Haare zu tragen und es ihnen bei schwerer Strafe verbot, sich noch ferner im Schmucke des eigenen Haars zu zeigen. Anfangs herrschte in Fasköj nur maßloses Erstaunen ob dieser unbegreiflichen Rundgebung Sr. Majestät Selims III., das aber bald allgemeinem Jammern und Wehklagen wich, als nach wenigen Stunden eine Verfügung des Großveziers Küpri Pascha folgte. Diktire besagte ebenfalls in bündigster Form, daß Seine Majestät wünschten, es möge die Ausführung des großherrlichen Trades noch im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden geschehen und daß dieselbe hoffen, es würde diesem Wunsche von den mosaischen Bewohnern Stambuls unverzüglich Folge geleistet werden.

Nachdem sich die erste Aufregung, welche durch die beiden Rundgebungen unter der Judenschaft Stambuls

hervorgeufen worden war, etwas gelegt hatte, beschloß die letztere, eine Deputation an Küpri Pascha zu entsenden, welche nach dem Grund dieser auffallenden Maßregel forschen und zugleich um deren Rücknahme bitten sollte. Merkwürdiger Weise ward die Deputation, sobald sie sich beim Großvezier gemeldet, sofort vorge lassen, aber nur, um höchst ungünstig beschieden zu werden. Wenigstens ließ Küpri Pascha die Deputation äußerst unwirsch an und betonte er namentlich, wie sich die jüdischen Gelbente von Stambul während des letzten Krieges der Pforte mit Rußland so eigentümlich „vorsichtig“ benommen hätten, daß sie der Regierung des Sultans nicht einmal mit einem Darlehn zu Hilfe gekommen seien. Die Stambuler Judenschaft habe daher jede Berechtigung auf Nachsicht seitens der Regierung verschert und wenn es nunmehr Seiner Majestät dem Sultan gefalle, seinen jüdischen Unterthanen das Tragen von Perrücken vorzuschreiben, so erwarte der Padiſchah weiter nichts, als eine unbedingte und frische Erfüllung seines Erlasses. Er selber aber, Küpri Pascha, wolle noch ein Uebriges thun und mittheilen, daß besagte Perrücken bei einem fränkischen Händler, der am langen Wege in Pera wohne, gegen Geld und gute Worte zu haben seien und je eher man sich mit dieser Kopfbedeckung versorge, desto besser dürfte es für die Ohren und Nasen der Nachkommen Moses sein.

Mit diesem Bescheid ward die Deputation ohne weiteres Federlesen verabschiedet und da in Constantinopel männiglich wußte, daß mit Küpri Pascha nicht zu spaßen war, so füllte sich noch am Nachmittage des betreffenden Tages der Baden Heinbergers mit einem Male bis „zum Drücken voll“ von Diebhabern seiner bis jetzt so sehr verschmäht gewesenen Waare. Wenn aber die unheimlichen Käufer geglaubt hatten, daß sie, weil sie schier den Baden mit ihrer Menge erdrückten, die Schätze des Wiener Perrückenhändlers, dem es bislang an jeder Rundschäft gefehlt, um ein Billiges einhandeln könnten, so befanden sie sich in einem gewaltigen Irrthume. Heinberger war durch seinen gefälligen Freund Florian Greffer längst über den Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt worden, jener wußte nun, daß seine unerwarteten Kunden die Perrücken wohl oder übel haben mußten und so stellte denn Freund Heinberger kaltsblütig seinen Preis. Dreißig Pfaster forderte er für jede Perrücke, eine Summe, die für damalige Zeit als eine sehr hohe Forderung bezeichnet werden mußte. Trotz allen Wehklagens und Jammerns der Käufer über diese „grausame theure“ Forderung ließ auch Heinberger nicht um einen Para nach, ja er erhöhte sogar den Preis für jede Perrücke erst auf vierzig und dann auf fünfzig Pfaster. Da aber damals der Pfaster etwa noch einen Silbergulden werth war, so erscheint es begreiflich, daß Freund Heinberger ein glänzendes Geschäft machte und es regnete nur so von allen Seiten Pfasterstücke auf den Badens Tisch, freilich oft unter den bittersten Verwünschungen ihrer bisherigen Besitzer. Noch vor Abend war der Baden vollständig geräumt und auch die letzte Perrücke verkauft, während noch Hunderte von „Ruß-Käufern“ wieder unverrichteter Sache heimwärts in das Judenviertel wanderten, da Heinbergers Perrückenvorrath natürlich noch lange nicht für die gesammte Judenschaft von Stambul hinreichte. Glücklich Weise geschah behördlicherseits durchaus nichts gegen diejenigen männlichen Bewohner des israelitischen Quartiers, welche nicht in den Besitz einer „Ägel“ gelangt waren, ja nach ein paar Tagen wurde der fatale Erlaß des Padiſchahs förmlich wieder aufgehoben und die Juden hatten nichts Schleunigeres zu thun, als die verhassten und doch so „theuren“ künstlichen Kopfbedeckungen zu verbrennen.

Heinberger aber tauschte sich seine Pfaster bei einem Geldwechsler gegen schöne kaiserliche Dukaten um, deren er beinahe 3000 Stück erhielt. Hiervon gab er dem braven Florian Greffer eine Handvoll ab, dann hielt Heinberger dem österreichischen Gesandten noch eine aufrichtig empfundene Dankesepistel und nachher verließ er mit seinem goldenen Schätze Constantinopel, um sich direct nach Wien zurückzugeben. Hier errichtete Heinberger mit seinem aus dem Perrückenhandel gewonnenen Capital ein bald flott gehendes Getreidegeschäft, durch das er nach einigen Jahren zu großem Wohlstande gelangte, dessen Quelle aber doch die merkwürdige Perrücken-speculation Heinbergers war und blieb.

Zur Geschichte des Panama-Durchstichs.

Aus Anlaß der von den Zeitungen förmlich gebrachten Nachrichten über die fruchtlosen Bemühungen Vesséps und seiner Freunde, die zur Weiterführung des Panamakanalbaues nöthigen Geldmittel aufzubringen, giebt die „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“

einen Bericht über den Entwicklungsgang dieses Riesenunternehmens in seinen letzten Stadien, dem wie folgendes entnehmen:

Schon im Jahre 1886 führte Roufféau aus, daß ihm die Vollendung des Kanals mit den vorhergesehenen Hilfsmitteln und bis Ende 1889 mehr als fraglich erscheine, wofür nicht die Gesellschaft sich entschließen, den Niveaukanal fallen zu lassen und einen Kanal mit Schleusen auszuführen. Trotzdem Vesséps ein entschiedener Gegner des Schleusenkanals war, entschloß er sich doch in Anbetracht der Unmöglichkeit, den Niveaukanal zur festgesetzten Zeit herstellen zu können, mehr aber noch durch die ungünstige finanzielle Lage gebrängt, im November 1887 dazu, vorläufig einen Schleusenkanal anzulegen, der dann allmählich in einen Niveaukanal umgewandelt werden sollte. Der bekannte Ingenieur Eiffel verpflichtete sich, die Schleusen, welche täglich 10 Schiffe zu befördern im Stande sein sollen, bis zum 30. Juni 1890 zu liefern. Durch Einführung eines Schleusenkanals sollten von den 66 Millionen Kubikmeter Arbarbeiten, welche noch zu bewältigen wären, 32 Millionen erspart werden. Die fehlenden Gelder, welche sich für die Arbeiten nebst Verzinsung, Abschreibung und Nebenkosten auf rund 607 Millionen Francs belaufen, sollten aus dem Erlöse der in jüngster Zeit von der französischen Deputirtenkammer und darauf von der Regierung genehmigten Loosanleihe beschafft werden. Eiffel hat acht Schleusen von je 180 Meter Länge und 18 Meter Thorbreite geplant, zu denen vielleicht noch zwei hinzukommen werden. Die Leistungsfähigkeit des Kanals ist zu 9 125 000 Tons im Jahre berechnet; von diesem Ertrage könnten nicht nur alle Schulden verzinst, Verwaltungs- und Unterhaltungskosten gedeckt und die durch Vertrag ausgemachten 5 Proz. der Bruttoeinnahme an die columbianische Regierung gezahlt, sondern noch ein Reingewinn von etwa 5 Millionen Francs unter die Aktionäre vertheilt werden. Das zum Betriebe der Schleusen nöthige Wasser — für jede Schleuse und bei jeder Durchfahrt 40 000 Kubikmeter — soll dem Flusse Chagres entnommen werden. Man entschloß sich zur Anlage eines Wasserbeckens, von dem aus das nöthige Wasser während einiger Monate im Jahre in den Kanal gepumpt werden mußte. Die dazu nöthige Kraft soll 3600 Pferdestärken nicht übersteigen.

Gegen diesen Entwurf und überhaupt gegen Weiterbau des Kanals sind von den verschiedensten Seiten gewichtige Stimmen laut geworden. Die Amerikaner, welche Vesséps vergeblich für sein Unternehmen zu gewinnen suchte, begannen gleich nach Annahme des Panamakanalprojektes eine lebhafteste Agitation für den Nicaraguakanal, und es ist zu vermuten, daß die Vereinigten Staaten, falls es ihnen nicht gelingt, den Panamakanal für ein Billiges in ihre Hände zu bekommen, den Bau des Nicaraguakanals mit großer Thätigkeit in die Hand nehmen werden. Gewichtiger als die Auslassungen amerikanischer Fachblätter sind die Utheile von Sachverständigen, besonders von Paponot, einem früheren Mitarbeiter an dem Bau des Suezkanals, der seine schweren Bedenken gegen einen Schleusenkanal in einem Buche niedergelegt hat. Er berechnet die Leistungsfähigkeit des Schleusenkanals auf nur ein Drittel der von Vesséps angegebenen Zahl, da das Durchfahren durch die Schleusen bedeutend mehr Zeit erfordere, als angegeben sei. Ferner führt Paponot aus, daß ein regelmäßiger Betrieb zur Nachtzeit, selbst bei der besten Beleuchtung, wegen der ungenügenden Breite des Kanals, seiner Felswände, der zahlreichen Kurven und Schleusen sehr gefährlich, wenn nicht unmöglich sei. Besonders hebt er hervor, daß die Herstellung des Schleusenkanals als Hilfsanlage unannehmbar sei, weil er die spätere Ausführung eines Niveaukanals, dessen Herstellung dann bei 12 bis 15-jähriger Arbeit die Summe von etwa 5000 Millionen verschlingen würde, zur Unmöglichkeit mache. In der That wird nicht zu bezweifeln sein, daß ganz abgesehen von der überaus erschwerten Arbeit bei einem bereits unter Wasser gelegenen Kanal, es unvereinbar erscheint, gleichzeitig mit dem Schiffsbetriebe in dem engen Kanalvette die Bauarbeiten zur Herstellung des Niveaukanals ohne die gewaltigsten Hemmungen für Bau und Betrieb vornehmen zu können. Paponot schlägt einen Niveaukanal von 58 Meter Sohlenbreite statt 22 Meter und flacheren Böschungswinkel vor, wodurch bei einer Mehrausgabe von 1000 Millionen der finanzielle Erfolg für alle Zeiten gesichert sei.

Allelei.

— [Im Examen.] „Aber, mein Vieber, Sie wissen ja gar nichts. Sagen Sie einmal, was ist denn ein Verbrecher?“ — „Ein Verbrecher — ein Verbrecher — ein Verbrecher ist, wer etwas gethan hat!“ — „Nun, dann seien Sie ruhig, Sie sind kein Verbrecher!“

Schröter in Straupitz für den Schiedsmannsbezirk Nr. 41 (Straupitz). — Der neugewählte Nachtwächter Schönel in Schreiberhau. — Der neugewählte Todengräber Stumpe in Straupitz für die Gemeinde Hartau.

* Nach einem Erlasse der Herren Minister des Krieges und des Innern wird die Erlaubnis zur Führung von Fahnen in Zukunft nur an solche Kriegervereine erteilt werden, deren Statuten, in Uebereinstimmung mit den Satzungen des Deutschen Kriegerbundes vom 14. Februar 1887 auch die Pflege, Betätigung und Stärkung der Liebe und Treue für Kaiser und Reich ausdrücklich als Vereinszweck mitzuführen und daneben die Bestimmung enthalten, daß bei den Verhandlungen des Vereins jede Erörterung politischer und religiöser Angelegenheiten auszuschließen ist. Die gleiche Anforderung wird fernerhin auch an die sich neubildenden Kriegervereine zu stellen und denselben, sofern sie sich nicht etwa auf die Veranstaltung von kriegerischen Gedenkfeiern für verstorbene Kameraden beschränken wollen, die in der Allerhöchsten Order vom 22. Februar 1842 vorgeschriebene polizeiliche Betätigung nur dann zu erteilen sein, wenn sie die vorgedachten beiden Bestimmungen in ihre Statuten aufnehmen.

* Für die Ortschaften Petersdorf, Bernersdorf und Kaiserswaldau ist Herr Dr. L. v. Petersdorf als Rassenarzt der gemeinsamen Ortskrankenkasse für die Landgemeinden aufgestellt worden. Der bisherige Rassenarzt Herr Dr. Knobloch hat seine Praxis niedergelegt.

* Aus dem Rettungshause zu Schreiberhau haben sich die Zwangsgedungte Selma Bähndt und Pauline Menzel am 30. Dezember v. J. heimlich entfernt. Erstere ist aus Langenßels, letztere aus Arnsdorf gebürtig. Auf die beiden jugendlichen Ausreißerinnen wird gefahndet.

X. Warmbrunn, 5. Januar. Die jugendliche Schwindlerin, welche sich hier und in Hirschberg in verschiedenen Quartieren einmischte, um dann unter Ausübung von Diebstählen zu verschwinden, ist in der Person der 18jährigen Auguste S. aus Cunnersdorf verhaftet worden. Man fand bei der Diebin noch eine Summe der gestohlenen Geldbeträge und verschiedene Gegenstände vor. — Der R.-G.-B. stellt demjenigen 30 Mk. Belohnung in Aussicht, der den ruchlosen Beschädiger der Alleebäume nach Rynwasser zur Bestrafung nachweist. — Die drei Brücken, welche das Hochwasser weggerissen hat, sind jetzt wieder vollständig hergestellt; das erforderliche Holz ist von der Reichsgräflichen Grundherrschaft geliefert worden. — Frä. Jordan, die Inhaberin der hiesigen höheren Töchterschule, hat die Weißenbach'sche Villa in der russischen Colonie käuflich erworben und wird dieselbe mit dem 1. April bezogen werden.

m. Greiffenberg, 4. Januar. Herr Exner, Musiker hier selbst, hat beim Hochwasser vom 3. August mit eigener Lebensgefahr mehreren Menschen derart Hilfe geleistet, daß sie vom Tode des Ertrinkens gerettet wurden. Se. Majestät der Kaiser geruhete, dem wackeren Manne die Rettungsmedaille am Bande zu verleihen. Am 31. December hat der königliche Landrath Herr v. Holleuser im Beisein des hiesigen Magistrats dem Herrn Exner die Medaille feierlich überreicht. Zugleich wurde dem ebenfalls beim Rettungswerke mit Auszeichnung thätig gewesenen Maurer Herrn Heller öffentlich der Dank und die Anerkennung ausgesprochen.

S. Diebenthal, 4. Januar. Der Gasthof „zum goldenen Löwen“ ist für den Preis von 22500 Mk. von Herrn Marx aus Spiller käuflich erworben worden. — Einige Unholde machten sich den mühevollen Spaß, am Bahnhofe einen Gas-Randelaber umzuwerfen, so daß er zerschellte. Die Strafe für diesen Unfug dürfte für die in Haft befindlichen jungen Herren eine recht empfindliche werden. — Eine gewisse A. Seidel, die sich mehrere Betrügereien zu Schulden kommen ließ, hat sich der Verhaftung durch heimliche Flucht entzogen; sie wird fleißig verfolgt.

k. Jauer, 4. Januar. Bei unvorsichtiger Handhabung eines Revolvers brachte sich ein hiesiger Knecht einen Schuß in die Hand bei, so daß letztere wohl zeitweilig gelähmt sein wird. — Der Vaterländische Frauen-Zweigverein eröffnet am 7. Januar c. wieder seine Suppenküche. An allen Werktagen werden gegen 80 Kinder aus der katholischen Stadtschule und aus der evangelischen Volksschule dort gespeist. Auch viele bedürftige Familien erhalten nahrhafte Suppe in das Haus. — Gegenwärtig befinden sich umfassende Regulierungs-Entwürfe für die wüthende Reiffe und die Ragbach in Bearbeitung. Soweit nun die Mittel reichen, werden dieselben in Kürze zur Ausführung kommen.

b. Sagan, 4. Januar. Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin betheiligte sich vorgestern an den Treib-

jagen auf dem Ederdorfer Terrain. Es wurden 135 Hasen erlegt. — An mehreren Scheuern wurden Be- weise vorgefunden dafür, daß eine böswillige Brand- legung beabsichtigt war. Dem ruchlosen Attentäter ist man auf der Spur.

+ Sprottau, 4. Januar. Eine hiesige, sehr angesehene Familie ist durch einen schweren Unglücks- fall in tiefe Betrübnis versetzt. Am Sonntag kam die Tochter des Rentiers Wiedermann mit ihrem Ehemanne zu ihren Eltern zum Besuch. Am Abend begab sich der Schwiegersohn nach der Stadt, um hier einige Be- kannte zu besuchen. Als er gegen 12 Uhr nach Hause kam, fand er sowohl seine Frau als auch seine Schwieger- eltern vollständig bewußlos vor. Den herbeigerufenen Aerzten gelang es endlich, sowohl die Tochter als auch ihren Vater ins Leben zurückzurufen, während jedoch alle Wiederbelebungsversuche bei der Mutter erfolg- los blieben. Aerztlicherseits wird behauptet, daß nicht eine Vergiftung durch Kohlenoxydgas, sondern eine solche durch irgend ein Genußmittel herbeigeführt worden sei. Die räthselhafte Sache unterliegt der be- hördlichen Untersuchung.

z. Glogau, 4. Januar. Einen geheimnißvollen Fund machte ein Fremder, der das Zimmer Nr. 3 im Hotel „zum Deutschen Haus“ bezog. Im Begriff einige Utensilien in den Tischschub zu legen, entdeckte er ein offenes Couvert mit der Aufschrift „11,000 Mark“. An die Wirtschaftskasse in Dembno per Bahnhof Jarlow. Absender: Bankhaus Hirschfeld & Wolf in Posen“, welches bei genauer Durchsichtung 10,400 Mark in Werthpapieren enthielt. Bis jetzt ist noch nicht auf- geklärt, auf welche Weise die Werthpapiere in das Schuttschub kamen. Die Sache unterliegt der behördlichen Untersuchung.

H. Breslau, 4. Januar. Am Neujahrstage be- ging die hiesige Herberge für evangelische Dienstmädchen „Marthahaus“ die Feier des 25jährigen Bestehens. Bei der kirchlichen Feier hielt der General-Superinten- dent, Professor Dr. Erdmann, die Festpredigt. Aus dem Cabinet Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin war folgendes Schreiben eingegangen: „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin haben mit besonderem Inter- esse den Bericht des Vorstandes der evangelischen Her- berge für Dienstmädchen „Marthahaus“ über den 25- jährigen Bestand des Vereins entgegen zu nehmen ge- raht und lassen für die Uebersendung desselben besten Dank sagen. Ihre Majestät gaben zugleich der Hoff- nung Ausdruck, daß es dem Verein gelingen möge, auch fernerhin seine segensreiche Thätigkeit im Interesse des Wohles der weiblichen Dienstmädchen auszuüben.“

Z. Strehlen, 4. Januar. Der Vorstand der hiesigen Fleischer-Znunft ist wegen Gewährung eines Darlehens von 90,000 Mk. auf den neuen Schlachthof mit der Schlesischen Boden-Credit-Akten-Bank in Bres- lau in Verbindung getreten. Diese will das Darlehen unter der Bedingung gewähren, daß der hiesige Ma- gistrat die Garantie für die Zinsen des Darlehens über- nimmt. Hierzu beantragte der Magistrat die Einwilli- gung der Stadtverordneten. Diese lehnten einstimmig den Antrag ab, da sie nicht gewillt sind, ein auswär- tiges Geschäft vermitteln zu helfen, welches die Stadt selbst machen kann. Die Stadtverordneten wollen näm- lich haben, daß das Darlehen der städtischen Sparkasse entnommen werde, welche genügende Kapitalien hat. Die Znunft hat sich diesen Wink zu Herzen genom- men und wird ihren Kapitalbedarf aus der Sparkasse entnehmen.

S. Ratibor, 3. Januar. Mit Neujahr beging die hiesige, weit über die Grenzen der Provinz hinaus renommierte Chokoladenfabrik des Herrn Hoflieferanten Franz Soppid das Fest des 60jährigen Bestehens. Dieses ehrende Geschäftsjubiläum war von mannig- fachen Ovationen seitens der Bürgerschaft begleitet.

Königs hütte, 3. Januar. Am 3. Weihnachts- feiertage brachen auf der Gräfin Lauragrupe zur Nacht- schicht bei dem Schlackenversatz Kohlenoxydgase aus, welche glücklicher Weise rechtzeitig von den umsichtigen Grubenbeamten bemerkt wurden; durch das ener- gische Einschreiten derselben ist einem weiteren Un- glück Einhalt gethan, und so vielleicht einem größeren Unglück vorgebeugt worden.

Bunte Tageschronik.

Die Speisefarte für das kaiserliche Mittagsmahl am Neujahrstage war vollständig Deutsch gehalten und lautete: Berlin, den 1. Januar 1889. Königl. Mittagstafel. Frische Austern. Kraftbrühe mit grünem Spargel. Räschen mit Parmesan-Auflauf. Backs- scheiben, bearnaiser Sauce. Rindsalat in Madeira, Gemüse. Rehschnitte mit Kastanienmus. Sool-Eier von der Salzwerker Brüderschaft. Französische Hüh- ner; Salat, eingemachte Früchte. Genußer Kuchen mit

Bärfischen. Käsefischen.“ Wie man sieht, ist jedes Fremdwort vermieden, mit Ausnahme des einzigen Wortes „Sauce“, für welches die deutsche Bezeichnung „Tunke“ denn doch zu häßlich klingt und eine andere deutsche Bezeichnung noch nicht gefunden ist. — Eine Knabenschaar betrat am Neujahrstage den mit einer schwachen Eisschicht bedeckten Heiligen See bei Pots- dam, um das Eis auf seine Haltbarkeit zu erproben. Mitten auf dem See brach der neunjährige Sohn des Nuntius Schmidt ein und versank bis an den Hals. Sein dreizehnjähriger Spielkamerad Trieb, Sohn eines Straßenbahnkutschers, eilte sofort mit einem langen Knüttel herbei, reichte ihn dem beinahe Ertrinkenden hin und zog ihn glücklich heraus, um ihn darauf eiligst nach der elterlichen Wohnung zu geleiten. — In der Dienstag Nacht ist der Lokalzug Hamburg- Bergeborf bei Rothenburgsort durch falsche Wei- chenstellung mit einem Güterzug kollidirt. Die Ma- schine des Lokalzuges stürzte die Böschung herab und legte sich auf die Seite. Ein Personenwagen ist be- schädigt, der Heizer und der Locomotivführer sind un- verletzt, die Passagiere kamen mit dem bloßen Schrecken davon. — In Danzig haben russische Matrosen am Sylvesteraabend ein Lokal, in welches ihnen der Eintritt verweigert wurde, weil sie früher schon einmal Streit angefangen hatten, unter Führung eines Kapitäns zu demoliren versucht. Als der Wirth ihnen mit anwesen- den Gästen entgegentrat, schoß der Kapitän einen Ar- beiter nieder. Der Kapitän wurde später ver- haftet, als er wieder an's Land gekommen war. Sein Schiff hatte er Niemand betreten lassen. Er drohte, Jeden, welcher sich näherte, zu erschließen. — Die Frequenzziffern der Universität Zürich sind insbeson- dere wegen des Frauenstudiums von Interesse. Im laufenden Wintersemester haben sich 70 Damen im- matriculiren lassen; davon studiren 3 Jurisprudenz, 46 Medicin und 21 Philosophie. Schweizerinnen sind hiervon 10, nämlich 8 Medicinerinnen und 2 Phi- losophinnen, wenn letztere Wortbildung erlaubt ist. Die erste Dame wurde an der Züricher Universität vor 24 Jahren zum Besuch der Collegien zugelassen. Unter den Medicinerinnen befinden sich in neuerer Zeit zahl- reiche Russinnen aus den unteren Volksklassen, die sich zu Dorfärzten ausbilden im Gegensatz zu früher, da meist nur Töchter aus begüterten Familien sich dem Studium zuwandten. — Von Neujahr an erscheint in Brüssel eine Zeitschrift unter dem Titel „La jeune fille“ (das junge Mädchen), deren Programm darin besteht, unter der jungen bürgerlichen und aristokratischen Damenwelt die Vorliebe für Kunst und Literatur, so- wie den Geschmack an häuslicher Beschäftigung zu ver- breiten. Man wußte wohl, daß die neue monatlich erscheinende Revue in einer sehr aristokratischen Redak- tionsstube hergestellt wird. Nunmehr ist es bekannt ge- worden, daß die Leiter und Mitarbeiter der Zeitschrift im — Brüsseler Königspalast zu suchen sind. Königin Marie Henriette der Belgier ist nicht bloß die Begrün- derin des periodischen Blattes, sondern eine wirkliche, regelmäßige Mitarbeiterin desselben. Ihre Majestät zeichnete ihre, das häusliche Frauenleben behandelnden Artikel mit dem Pseudonym „Madame Rayer“. Die literarischen Artikel besorgt Prinzessin Clementine, die jüngste Tochter des Königs paares und Schwester der österreichisch-ungarischen Kronprinzessin. Die kaum 17-jäh- rige, anmuthige Prinzessin hat immer eine große Vor- liebe für literarische Arbeiten gezeigt. In der Revue zeichnet sie mit „Marthe d'Orey“.

Enorm! Sensationell!

ist der Erfolg meiner am Lager haltenden besten

Quickdry Wringer,

welche, vermöge vorzögl. Construction, selbst nach Jahre langem Gebrauch ganz trocken auswringen, was namentl. im Winter nicht zu unterschätzen ist und von werthen, prakt. Hausfrauen gewiß anerkannt wird, empfiehlt

Herm. Liebig, Klempnermeister.

Reparatur div. Hauswirthschaftl. Maschinen. Magazin für Lampen, Haus- u. Küchengeräthe! Made-Artikel. Präsent-Bazar.

Prima Tischmesser und Gabeln, Dessertmesser, Tranchirmesser etc.

von J. HENCKELS in vorzögl. Qualitäten.]

Vorlege-, Ess-, und Caffeeelöffel

in Silber, Neusilber, Nickel, Argentan, Britannia &c. Tablets, verzinnt und lackirt, in Nickelstahl, Silber, Holz und Fayence &c. empfehlen billigst.

Teumer & Bönsch, Schildauerstr. 1 u. 2.

Präsent-Bazar.

Magazin für Lampen, Haus- und Küchengeräthe.

